

TEXTPROBEN

Leb wohl

von

Milena Michiko Flašar

Graz ist für mich eine Stadt, in der Menschen verschwinden und ich meine das so, wie ich es sage, wortwörtlich und ohne Abstriche: Graz ist für mich eine Stadt, in der verschwundene Menschen zu Hause sind. Selbst dieser Satz, einmal ausgesprochen, verschwindet, ist ein verschwundener. Ich lausche ihm nach, während unter meinen Füßen die Äste brechen. Nach all dem Regen der letzten Tage ist der Andritzbach ein reißendes Gewässer, er verschluckt jedes Wort, das man im Vorübergehen spricht.

Ich war vier Jahre alt. Vaters Mädchen. Er nannte mich seine kleine Frau. Zwinkerndes Auge, ich spiegelte mich darin. Mehr als das Haus, in dem wir lebten, und seine nackten Wände, war es dieser sein Blick, der mir Obdach gab. Er umschloss mich, dunkles Grau, wie eine Haut, fest und stark. Erst um sehr vieles später habe ich entdeckt, dass auch die dickste Haut eine durchlässige ist. Ein spitzer Gegenstand genügt, um in ihr weiches Inneres zu dringen.

Damals aber war Vaters Blick mein Zuhause. Ich sage: Damals. Wie in den Märchen. Vor langer, langer Zeit. Vater würde mich hochheben, auf seine Schultern nehmen, den Zösenberg hinunter, im Siebenmeilenschritt, an Pferdchen und Zicklein vorbei, bis zum Ursprung tragen. Wir waren ein zweiköpfiger Riese. Vater würde mir von der Schöcklhexe erzählen, ihren struppigen Haaren, dem finsternen Wetterloch, aus dem sie den Hagel spuckte, dem einen Hagelkorn, in dem ein Haar von ihr eingeschlossen sei. Wer es fände, der habe Glück. Von daher weiß ich, dass das Glück etwas ist, was man suchen muss. Und weiter noch: Etwas, was man vielleicht niemals findet.

Der Ursprung ist eine Quelle. Es heißt, in ihm sei ein Schloss versunken. Die Nymphe, die es einst bewacht habe, sei an Land gezogen und zu Tode geprügelt worden. Für immer verschollen: die Schätze des Schlosses, für ewig verklungen: der Nymphengesang. Vater sagte: Wenn das Licht schräg durch die Bäume auf das Wasser fällt, dann sieht man an den Berlen, den Sumpfpflanzen, noch einen Hauch von Gold. Und wenn der Wind über die steinerne Mauer fährt, dann hört man ein fernes Wehklagen wie das Verrinnen von Zeit. Ich hielt die Luft an und wagte kaum auszuatmen. So sehr wünschte ich mir, ich könnte es hören. Vaters Hand im Rücken stand ich da, mit aufgeblähten Wangen. Immer wenn mir die Luft ausging, war es, als ob ich gerade den entscheidenden Moment verpasst hätte. Es macht nichts, lachte Vater: Hier am Anfang der Welt kommt alles irgendwann zusammen. Das war unser Geheimnis. Dass hier alles irgendwann zusammenkäme.

Es gibt andere Orte, an die ich mich erinnere. Wiesen und Wälder ohne Namen. Von allen Orten jedoch ist es der Ursprung, feucht und dunkel, mit dem ich das sichere Gefühl verbinde, einmal klein gewesen zu sein. Manchmal träume ich von ihm und rufe im Aufwachen ein mir fremd gewordenes Wort. Es kommt aus der Tiefe, zieht mich hinab und für Sekunden sehe ich mich selbst, mit dem Gesicht nach unten,

zwischen schwimmenden Insekten treiben. Das Bild trage ich den ganzen Tag mit mir herum. Auf eine Art träumt es mich. Nicht umgekehrt.

Am Anfang der Welt waren nur wir, Vater und ich. Wir warfen Kieselsteine und zählten die Kreise. Kauten an Grashalmen und sammelten Schnecken. Noch nachdem sie sich in ihr Gehäuse zurückgezogen hatten, verriet sie eine schleimige Spur. Wir sprachen selten über Mutter und wenn, dann sehr leise. Sie hat Kopfschmerzen, flüsterte Vater, in ihrem Kopf blitzt und donnert es. Sein Flüstern wurde schwächer, brach schließlich ab, war ein Schweigen. Hielt es lange genug an, konnte ich nicht mehr sagen, ob es sie überhaupt gab. Jene Hand, die schlaff aus dem Laken herausfiel. Jene herausgefallene Hand, die sich nicht bewegte, im Dunkel des Zimmers. Und die Sonne flirrte staubig durch die nach unten gewendeten Jalousien. Jene von der Sonne beschienene Hand, die sich plötzlich daran erinnerte, eine lebendige zu sein, sich plötzlich regte, hin zum Nachtkästchen, eine Flasche ergriff. Zügiges Schlucken, auch jenes. Ein langgezogenes Aaaaah! Dann wieder Stille. Die Hand sank zu Boden. Mit ihr die Flasche, sie kullerte unter das Bett. Jenes Geräusch, wenn sie am Ende zum Liegen kam, jenes sanfte Ausklirren, war das, was ich damals unter Mutter verstand.

Ich könnte noch anderes hinzufügen. Die Tablettenschachteln zum Beispiel. Wenn sie leer waren, durfte ich mit ihnen spielen und sie als Bauklötze verwenden. Hier hast du eine. Mutters müde Stimme. Dann und wann würde sie mich zu sich winken und erstaunt feststellen, wie groß ich geworden sei. Wie eine entfernte Verwandte. Mich an die Brust drücken, dass ich fast erstickte, scharfer Geruch aus ihrem Mund, mich wieder loslassen, zurück ins Kissen, so als ob es sie überaus geschwächt hätte, mich umarmt zu haben. Für heute reicht es, sagte sie: Mehr geht einfach nicht. Und: Mach die Tür zu, wenn du gehst. Aber bitte ganz sachte. Mit vier Jahren hatte ich schon gelernt, wie man eine Tür sachte zumacht. Ich kann es heute noch. So etwas verlernt man nicht. Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Flur bis ans vorderste Fenster. Wenn die Uhr sechs Mal schlug, tauchte Vater hinter den Büschen auf.

Es war er, der mich morgens weckte. Er, der mich ankleidete und mir die Haare band. Der mir ein Jausenbrot strich. Butter und Marmelade. Der mich ins Auto setzte und mir im Kindergarten, halb im Eingang stehend, einen Kuss auf die Wangen drückte. Frau Drechsler, die Nachbarin, brachte mich mit Maria, ihrer Tochter, wieder heim. Es ist zu traurig, seufzte sie jedes Mal, wenn sie mich sah, und hielt abrupt inne, wie um ihren Worten Gewicht zu verleihen. Die restliche Fahrt über spürte ich ihre Augen, im Rückspiegel, sengend auf mich gerichtet. Maria fragte mich, ob auch meine Mutter einen silbergrauen Mercedes führe. Ich nickte: Ja, so ungefähr. Und irgendwie stimmte das auch. Mutter fuhr und fuhr und fuhr. Die Haare vom Fahrtwind zerzaust. Fuhr sie dahin. In ihrem Bett, das ein silbergrauer Mercedes hätte sein können.

Was ich sagen wollte: Es war Vater, der mir abends eine Suppe kochte. Er, der mir das Radfahren und Schwimmen beibrachte. Der mir Geschichten erzählte von der Weißen Frau, die sich in Rauch aufgelöst hatte. Der mich zudeckte und bei mir blieb, bis ich eingeschlafen und eines Tages wieder aufgewacht war.

Ich war sechs Jahre alt. Gewinnerin des Buchstabierwettbewerbs. Der erste Preis war eine Füllfeder gewesen. Ganz Andritz, hatte die Lehrerin gesagt, ist stolz auf dich, und ich erinnere mich, dass aus ihrem Mund das Wort Andritz wie die große, weite Welt, all ihre Städte und Dörfer, ihre Berge und Flüsse tönte. Frau Drechsler hingegen schien enttäuscht zu sein. Das nächste Mal, sagte sie zu Maria, musst du

dich ein bisschen mehr anstrengen. Und zu mir, mit einem schiefen Lächeln, das nicht gerade werden wollte: Da wird sich deine Mutter aber wirklich sehr freuen.

Endlich zu Hause schlüpfte ich lautlos aus den Schuhen. Mutters Tür war nur angelehnt, ich hörte sie dahinter schwach hüsteln. Einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich zu ihr gehen und ihr die Füllfeder zeigen sollte. Aber da war ihr Hüsteln ein breiiger Husten geworden. Ich hörte, wie ihre Hand, jene schmale, von schimmernden Adern durchzogene Hand, hin zum Nachtkästchen, etwas umwarf, sich danach ausstreckte, es gierig umklammerte. Hektisches Aufschrauben. Der Augenblick war vorbei. Wieder einmal hatte Mutter eins ihrer dünnen Versprechen gebrochen: Morgen werde ich dir Palatschinken mit Erdbeeren machen.

In der Küche fand ich im Kühlschrank eine Spinatlasagne. Ich stellte sie in die Mikrowelle und drehte auf zwei Minuten. Als ich mich umsah, fiel mein Blick auf den Tisch, kariertes Wachstuch, die vom Frühstück übrig gebliebene Semmel, einen Zettel, der, die Ränder nach oben gebogen, seltsam einsam, beim Brotkorb lag. Ich nahm ihn hoch und buchstabierte. Da war ein L. Und ein E. Und ein B. Ein W, etwas krumm. Ein O. Ein stummes H. Und ein L. Darunter: Vater. Ich las: Leb wohl. Die Mikrowelle schnurrte. Es machte Tsching! Zerlaufener Käse. Immer wieder las ich dasselbe, ohne dass ich seinen Sinn verstand. In meiner Hand war der Zettel vom vielen Lesen schon ganz knittrig geworden.

Die Uhr schlug zwei Mal. Zeit, um Mutter ihren Magentee zu bringen. Sie mochte ihn lauwarm, mit zwei gehäuften Teelöffeln Zucker, dem Beutel noch drinnen und einem Schuss Rum. Sie sagte: Der richtet mich her. Von daher weiß ich, dass Schuss und Herrichten zwei eng miteinander verwandte Dinge sind. Und weiter noch: Dass mir der Schuss, war er ein ordentlicher, zehn Schilling Taschengeld einbrachte, eine enorme Summe, ich konnte mir damit beim Scherwirt ein Twinny-Eis und einen Schokoriegel kaufen.

Mutter? Sie rührte sich kaum. Allein an der Bettdecke, die sich hob und senkte, war zu erkennen, dass darunter ein Mensch lag, der atmete. Ich stellte das Tablett ab, wiederholte: Mutter?, und stupste sie leicht, damit sie keinen Schreck bekäme. Sie mochte alles, was leicht, fast nicht spürbar, wie die Berührung einer Feder war. So ist es gut, sie hatte sich aufgerichtet, du bist ein braves, braves Mädchen. Und als ich zu weinen anfing: Na, na, na. Wirst doch nicht weinen. Ich hielt ihr den Zettel unter die Nase. Sie blinzelte, las blinzelnd Leb und wohl, blickte auf mich, dann wieder auf den Zettel, nunmehr mit aufgerissenen Augen, und brach, zuerst verhalten, dann laut und unbeherrscht, in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Hat er sich doch noch aus dem Staub gemacht, lachte sie: Hat er uns doch noch im Stich gelassen. Die Sätze stakten aus ihrem Lachen heraus, wurden von ihm überrollt, zäher Schleim, bis es zuletzt nur mehr ihr Lachen war, das Lachen eines gerade erst zum Leben erwachten Menschen, welches, von den Wänden zurückgeworfen, das Zimmer, das Haus, die Straße, ja ich dachte, ganz Andritz erfüllte. Hastig lief ich hinaus in den Flur, kramte die Füllfeder aus der Schultasche, betrachtete ihre punktförmige Spitze und stach mir damit in den Arm. Ein wohltuender Schmerz, ich schrie auf, mein Schrei fiel in Mutters Lachen. Er dämpfte es, wenn auch nur für Sekunden, nahm ihm ein wenig von seinem rohen Klang.

Schwerkraft und Gegengewicht

von

Onno Kusters

1

Schwerkraft und Gegengewicht

Onno Kusters

*I know
I won't
be leaving here*

with you
Franz Ferdinand, 'Take me out'

Kunst und Höhenflüge (,Austromir')

Hier, in einer vliesumhüllten Raumkapsel –

die in rotem Licht stillsteht, wie es scheint –
das Bett weiß bewölkt, dann wieder von Zellophan,
von Folie, die das Land, die die Stadt lackiert –

zieht er sie hinüber.

*

Fingerspitzengefühl.

Flieger,
der deine Spitzen bewegte, überschwemmte,
ihnen nie widersprach, sie nie verlässt.

Flieger
als Verzögerung im Raum, ich spiegle dich,
langsamer Schmetterling am flimmernden Himmel.

Aber dein Schatten schnellt die Bergwand entlang.

Mein schwebendes Sein.

Unterdruck, der dies möglich macht.

*

Die Türen werden aufgeschoben.
Ich tanze „An der Schönen Blauen Donau“,
mache den kleinen Schritt
in die Höhle des Löwen voller Hitze, die sich ausstreckt
gen Süden,
deren Wände

bis zum Himmel reichen, dem ich soeben entstieg bin
(aber dann nach unten).

Ich nehme dich mit,
ohne dass du es weißt, bleib'

am Ball.

*

Da liegst du schon so lang,

Stadt mit einem Schloss, das jedes Jahr
um ein weiteres Jahr dauert
(dieses Schloss außerhalb deiner Mauern),

der Garten ein Sonnensystem,
verwurzelte Planeten, Gebüsche tanzen
im kühlen Sonnenwind,

der Mond ein Weiher ohne Ende,
der Mond eine Zeitspanne ohne Halt,

dunkler Wächter ohne Bahn,
ohne Erde.

Himmelskörper, Tränental. Lebenslinie.

2

Modellbau (Schwerkraft)

Ich tauchte widerstandslos ins Grazer Becken
rund um die Miniaturschienen ein.

Pappmaché und Püppchen, sie wuchsen sich aus
zu Festigkeit, Beständigkeit, zu Körperlichkeit.

Ich stieg in einer Karte aus, die ich einfach weiterdrehe,
es zieht, und jede Windrichtung ist da unrichtig.

Wer sich gerne verirrt, ist hier an der richtigen Adresse.

Wer sich die Beine aus dem Leib rennt,
aber den Moonwalk macht, verliert den Kopf.

So lebe ich stets im Gegengewicht, auf deinem Atemzug,
die Schaffenskraft als mein Lebenskuss – Bäume, Wasser, Gras;

Dächer, Ziegel, Glas. Sich Burg
nennende Burg. Konkretes Gedicht. Graz.

3

Lebensformen

Ein Museum wie eine Schweinsblase.

Ein Museum wie ein Schiffsrumpf. Bullaugen
in blau blinkendem Stahl, der die Kunst umarmt,
bieten bierfilzrunde Aussichten
auf den Berg,
auf die Luft, die mich hierher brachte.

Ich bin gelandet, ohne Flügel,
ein plumper Friendly Alien,
blieb hier steh'n,

war deinem Angriff nicht gewachsen.

*

Am Stadion vorbei, das stürmt und brüllt, mit Feuer
wiederkaut, grast, bis der Sieg schmeckt,

ein Wesen in heiterer Ruhe, das ein Zeitbild abgibt:
rührendes Übermaß.

Der schwarze Panther schrubbt und wäscht sich.
Neues Geld labt sich übermäßig
am hohlen runden Kitsch.
,Schmuck, Brille & Design.'
In deinem Schwanz haust das Gift.
Du schaust aus deinem Panzer um dich herum,

lässt dich leutselig lecken
von meiner blauen Gletscherzunge.
In deine Genussregion klettert
meine Bergbahn.

*

Neben dem Kaiser-Josef-Platz: sieh durch das Gemüse
die Götter, entlang des Fleisches die Inszenierung,

durch das Flaschengrün die fettigen

Vitrinen des Bäckers,
durch das fettfreie Wurstpapier des Fleischers

den Gesangstempel.

Hinter der Oper neben dem Kaiser-Josef-Platz
das Gerüst einer Version der Freiheitsstatue.

Eine Lufttunika.
Schling' sie um mich, halt' mich warm darin.

Ich trinke zu meiner Verwunderung ein sich bierig nennendes Bier,

kaufe Erdbeerlikör, ich singe von dir

hoch soll sie leben –

4

Alte Galerie, Schloss Eggenberg

Im Museum um den Hinterhof
Brueghel der Ältere, ‚Der Triumph des Todes‘.
Ich mache heimlich ein Foto,
daheim studiere ich es dann näher; wer weiß,
vielleicht ist mein Vater heuer
einer der Preisträger.

5

Ableitung (Umleitung)

Die Vorhängeschlösser am Geländer
der Hauptbrücke tanzen,
wogen, flackern, schwingen – *Bim!* –
im doppelsinnigen Rhythmus
der Straßenbaugewalt.

Männer sehen das dunkelhäutige Mädchen,

das in winkendem Weiß vorbeigeht
(Babydoll, Handschuhe, Plateauabsätze),
gießen, rechen, fegen Asphalt – *Bim!* –,
bringen rosa Styroporstreifen an
zwischen glitzernden Straßenbahnschienen,
sehen das dunkelhäutige Mädchen,
drücken lieb, aber fest
zartkräftig Kopfsteine in ihre Reihen,
wo die *Bim* – *Bim!* – gleich entlangfahren wird,
sehen das dunkelhäutige Mädchen,
gießen, rechen, fegen,
pressen reichlich Mörtel in gierig offene Rinnen,
walzen, graben, fahren,
sehen das dunkelhäutige Mädchen,
pfeifen, rauchen, telefonieren,
trinken Saft aus Riesenflaschen,
die ganze Straße richtet sich – *Bim!* –
nach den Männern, großen Männern, Schwarzeneggers,
die ihre Beine (Türkenbrunnen),
die ihre Bäuche (Schlossbergwände),
die – *Bim!* – ihre Oberkörper (Kasematten)
spannen, jetzt wo sie das dunkelhäutige Mädchen sehen,
in der feuchtkalten Annenpassage
mit ihren Händen unantastbar
wie die hohen Sommerwolken
Säcke voller Steine wie nichts aufheben
und ihren Kumpels am Hauptplatz übergeben,
als Kolosse über der Stadt
und um die Türme herum – *Bim!* –
die Straße, die Stadt, das Tal, die Erde, das Weltall

Bim! – dazu bringen aufzugeben,
jetzt wo sie das dunkelhäutige Mädchen sehen.
Und die Vorhängeschlösser am Geländer,
verziert mit Namen, Daten, Initialen,
Herzen, Blumen, Hieroglyphen,
schwingen mit, gehen aber für nichts
oder niemanden auf,
so hängt hier die Liebe in der Luft. *Bim!*

*Vor Jahrhunderten wurde sie auch angebetet,
auf einen Kultwagen gehoben, eine Opferschale
am Kopfe droben, durch nackte Krieger
vertrieben zum Schloss - wo sie nun steht.*

Wie ein Wimpernschlag

von
Simone Lenaerts

Ankommen in Graz. Auf meinem Computer schlummert ein werdender Roman. Einer der Hauptdarsteller, der jetzt ja noch der große Abwesende in der Geschichte ist, ist ein junger Mann, der während des Zweiten Weltkrieges aus naivem Idealismus in den Widerstand gerät und verraten, festgenommen und deportiert wird. Ich gehe von Tatsachen aus, von unmittelbaren Zeugnissen und vergilbten Briefen und Schriftstücken. So fügt es sich, dass kurz vor meiner Abreise nach Graz – ach du unerbittlicher unbarmherziger Tod – ein Schulheft in meine Hände fällt, dessen schwarzer Umschlag dreiundsechzig Jahre danach noch immer glänzt und dessen rote Farbe am Buchrücken noch nicht verschwommen ist. Ich entziffere die von der zitterigen Hand eines todkranken Menschen hingekritzelt Hieroglyphen, die Aufzeichnungen eines jungen Familienmitglieds, ich kenne es von Fotos auf der Kredenz und von Erzählungen. Ich studiere genau den Bericht von seiner Festnahme in Antwerpen, seinem Transport in deutsche und polnische Gefängnisse und, über einen Umweg über das Grazer Gestapo-Gefängnis, seine Ankunft und seinen Aufenthalt in Dachau. Eine Höllenfahrt, die er, wieder daheim, mit letzter Kraft niedergeschrieben hat, bis er, abgebrannt, still am geblumten Sofa wegstirbt, in den Armen seiner Mutter, und auch die letzten Sätze im Heft mit dem schwarzen Umschlag in unleserlichem Gekritzelt verschwimmen. Ich wusste Bescheid über seine Irrfahrten, aber dass er, der Onkel meines Mannes, auch in einem Kerker in Graz landete, wusste ich nicht. Wussten wir nicht. Was einen Besuch in Graz betrifft, so war er vor mir da.

Jedoch habe ich nicht die Absicht, das eine mit dem anderen zu vermengen. Ich will nicht auf diese tragischen Schicksalsschläge anspielen. Meine Romanfigur ist nach dem Familienmitglied modelliert, aber sie ist es nicht. Ich werde mich *63 Jahre danach* nicht noch einmal mit der düsteren Vergangenheit befassen. Dabei bleibe ich ganz entschieden, ich lasse die Verbindung links liegen, auch wenn ihr Einfluss unübersehbar sein wird. Auch Höflichkeit gegenüber Graz, das mir mit einer solchen Gastfreundlichkeit begegnet, gebietet mir das. Ehrfurcht gegenüber der Hauptstadt der Steiermark, dreiundneunzig Kilometer südlich von Mürzzuschlag, dem Geburtsort von Elfriede Jelinek, hundert Kilometer nordöstlich von Griffen, wo Peter Handke das Licht der Welt erblickte, zwei Stunden mit dem Auto in nordwestlicher Richtung nach Gmunden, wo Thomas Bernhard ruht.

*

Aber die Geschichte fordert ihr Recht ein. Mein erster Spaziergang. Ich betrete durch das mittelalterliche Burgtor die historische Innenstadt. Und schon stoße ich im wahrsten Sinn des Wortes auf einen Text, der sich mit der Krümmung des niederen, weiß verputzten Tonnengewölbes mitkrümmt. Worte in schwarzer schnörkelloser Schrift.

In einem Reflex – man gewöhnt sich ans Erkennen – durchzuckt es mich: ‚Kunst im öffentlichen Raum ... etwas Konzeptuelles‘. Kryptische Sätze in einer strengen Typografie? Kosuth? Weiner? Einfach lesen: ‚Passant ...‘ Ich werde wahrhaftig angesprochen... ‚willst Du wissen, wo Du stehst? Willst Du wissen, Unschuldiger, wer Du bist? Wie Du dich krümmst, wenn Du der Macht verfällst, zu ihrem Spielball und Opfer wirst?‘

Ich stehe vor einer Installation des Künstlers Jochen Gerz, und sie bringt mich zum Verstummen. Eine Gedenktafel, Erinnerung an den äußerst bedenklichen Auftritt des nationalsozialistischen Landeshauptmannes und Reichsstatthalters der Steiermark, Sigfried Uiberreither. Gerz lässt diesen Landeshauptmann direkt und zwingend die Fragen eines Täters stellen. Schmerzhaft Fragen über die Teilnahme und das Schweigen der Mitbürger, der so vertrauenswürdigen und zuverlässigen Mehrheit, identisch mit der Mehrheit, die heute vorbeisclendert, denn jeder, der vorbeigeht, wird angesprochen, es sei denn er wendet den Blick mutwillig ab oder zieht es vor, die Stadt über das gegenüberliegende Tor zu betreten.

‚Ich tat es nicht alleine. Ich tat es nicht selbst. Ich hatte Mitarbeiter. Wenn Du durch das Tor gehst, schäme Dich nicht nur für mich. Wer suchte nach mir? Wer stellte mich vor Gericht? Warum hast Du geschwiegen? Wer hat Dich zum Komplizen gemacht?‘

Das, mit dem ich mich vor allem nicht befassen wollte, begrüßt mich hier. Ein Fingerdeut? Ein Wink? Graz selbst, das mich verpflichtet, mein Vorhaben über Bord zu werfen?

*

Und ich bin noch nicht am Ziel. Einige Schritte weiter vor dem Schauspielhaus: ein mannshohes metallenes Diptychon, links der Druck eines alten Fotos, welches eine in ein Wahllokal umgewandelte Schulklasse zeigt. Graz 1938, an diesem Tag wurde über den Anschluss abgestimmt, die Krönung des großdeutschen Gedankens, die Wahnvorstellung von dem aus Branau am Inn. Auf dem etwas verschwommenen Bild sieht man eine Frau im Hintergrund, sie hat einen Sonntagshut auf, sie steht für die vornehmen Herren des Wahlbüros, und dahinter sieht man das Foto des neuen Führers. Auf der Wahlurne prangt eine Fahne mit Hakenkreuz. Es sind freie und öffentliche Wahlen, jedoch gibt es keine Wahl. Am rechten Teil des Diptychons wieder ein Text, und als ob das Foto und der Text sich voneinander abwenden wollen und einander nicht ansehen wollen, drehen sie sich um eine stumpfe Ecke. Der Text ruft dazu auf, aus der Geschichte zu lernen oder es zumindest zu probieren, jetzt wo heutzutage vom wichtigsten demokratischen Grundrecht, dem Wahlrecht, immer weniger Gebrauch gemacht wird und dieses Recht dünkclhaft vergeudet wird.

Zwölf derartige Diptychen sind über die Stadt verstreut. Sie zeigen jeweils einen Schnappschuss aus dem Alltagsleben des Naziregimes und sind mit dem

persönlichen Kommentar eines Abgeordneten im lokalen Parlament versehen. Auch diese Diptychen bilden gemeinsam eine Installation von Jochen Gerz. Der Titel: *63 Jahre danach*. Natürlich denke ich dabei an mein daheim aufgetauchtes Heft mit dem schwarzen Umschlag und dem roten Buchschnitt.

Ich werde nicht systematisch nach den Diptychen suchen. Doch wartet jeden Tag sehr wohl eines auf mich, oder ich laufe ihm einfach in die Arme. So gehe ich eines Mittags die 260 Stufen des Schloßbergs hinunter und komme zum Schloßbergplatz. Vor der lachsfarbenen barocken Dreifaltigkeitskirche winkt mir schon eines. Auf dem Foto eine jubelnde Menschenmenge rund um den großen Brunnen für Erzherzog Johann auf dem Hauptplatz. Hitlers Besuch der Stadt. Ein Meer an ausgebreiteten Armen, winkend wie Palmzweige beim Einzug des Erlösers, eine triumphale Prozession durch das, was Sebald ‚eine Menschenschlucht‘ nennt. Eine glückliche Menge, daheim in der größeren Einheit. ‚Heim ins Reich‘, höre ich sie skandieren. Und etwas weiter am Karmeliterplatz treffe ich in Sträflingskleidung drei Gefangene aus Dachau, darunter den späteren Bundeskanzler Gorbach.

Was mir auffällt: Niemand achtet auf die Diptychen. Achtlos geht man an ihnen vorbei. Tägliche Passanten, ok, annehmbar, aber von den vielen Touristen, die hinter dem in die Höhe gehaltenen Regenschirm eines Stadtführers hertröten, sehe ich keinen einzigen, der ein Auge dafür hat. Genauso wenig, wenn einer der Stadtführer darauf aufmerksam macht. Ich wende mich noch einmal dem gestreiften Gorbach zu und folge einer Gruppe durch die Hartiggasse auf dem Weg zum Dom, **der** Sehenswürdigkeit. Über den Freiheitsplatz und erneut vorbei an so einem konfrontierenden Diptychon. Ein Foto des adretten Volkes in adretten weißen Hemden mit adretten Krawatten, ‚1938, Mitläufer am Freiheitsplatz‘. Der Begleittext lautet: ‚Mitlaufen ist einfacher, als gegen den Strom zu schwimmen.‘

Ich gehe auch in den Dom. Lauschendes Publikum. Vielleicht fange ich etwas auf. Überladene, beeindruckende barocke Pracht. Wohlgenährte Marmorengel mit goldenen Posaunen am Baldachin über der Kanzel. Hoch glänzende gewölbte Beichtstühle, wie geparkte verzierte Kutschen. In goldenen Buchstaben teilt Dr. Fernando Monge mit, dass er am Freitag die Beichte auf Italienisch abnimmt, und am Sonntag kann man zwischen Deutsch, Spanisch und Englisch wählen. Auf der Empore die mit goldenen Schnörkeln umrandete Orgel, davor ein in Gold erstrahlender Doppeladler und wiederum darüber ein Uhrwerk in einem mit gekräuselten Vergoldungen verzierten Holzrahmen. Auffällig, diese barocke Uhr, die im Haus des Allmächtigen so sehr im Vordergrund steht. Wird während der Kommunikation mit Gott auf die Uhr geschaut? Ist das gestattet? Was bedeutet Zeit im Angesicht der Ewigkeit?

*

Graz hat da etwas mit der Zeit. Das Museum im Palais versucht, dem Phänomen Zeit mit assoziativen Kombinationen auf die Schliche zu kommen. Von der Eintagsfliege bis zur fast versteinerten Galapagosschildkröte. Der Hermelin: im Sommer ein rotbraunes Fell, im Winter ein weißes. Die Riten rund um Geburt, Altern und Tod. Die fundamentalen Fragen in diesem Zusammenhang. Mittelalterliche astrologische Jahreskalender, die Entdeckung der Glühbirne, welche die Dunkelheit endgültig vertrieb, und die Einführung der Fließbandarbeit, welche die beinahe unendliche Wiederholung einer Tätigkeit ermöglicht.

Die Freiheit des Herzens von

Werner Schandor

Die Mur durchteilt die Stadt beinahe unterirdisch. Das regulierte und begradigte Gewässer hat sich so tief in sein Bett gefressen, dass es kaum mehr wahrgenommen wird. Ähnlich ist es mit den Emotionen der Grazer. Im Gegensatz Leuten in zu amerikanischen Filmen, die das Herz auf der Zunge tragen, behalten die Menschen hier ihre Gefühle für sich.

Bist du dir sicher?

Wir standen an der Bar des kubanischen Lokals beim Stadtpark. Rauch lag in der Luft, und hinter dem Tresen wurden die Cocktails geschüttelt. Sie erzählte mir die Geschichte der letzten 15 Jahre, die Wendungen, die ihr Leben genommen hatte und die sie erst jüngst wieder in neue Gefilde führten.

Das ist mir klar geworden, als ich draufkam, was ich eigentlich suche: Die Freiheit des Herzens.

Sie lachte. Unter ihrem roten Kleid zeichnete sich ihr pochendes Herz ab. Es ist nicht leicht, sagte sie und dachte dabei an den Mann, von dem sie sich scheiden lassen wollte. Es ist nicht leicht, denn um die Freiheit zu erlangen, muss man manchmal Menschen, die einem nahe stehen, enttäuschen.

Später betrat sie die Bühne, die man in der Ecke aufgebaut hatte. Sie schloss die Augen, ließ die Töne kommen, ließ ihre Stimme ausströmen, mal sanft, mal gurrend und glucksend, mal schneidend. Sie liebte das Mikrophon mit ihren Fingern, umhüllte es mit ihrer Stimme, und in diese Moment hatte ich den Eindruck, dass sie die Freiheit erreicht hätte, nach der sie suchte. Aber der Musikkritiker, der seinen Platz neben mir an der Bar eingenommen hatte, zerstörte die Harmonie des Augenblicks. Schau dir nur mal ihre verkrampft zusammengekniffenen Augenbrauen an, flüsterte er mir zu. Und für eine Sängerin trifft sie die Töne einfach verdammt schlecht.

Einatmen und beim Einatmen ganz aufs Einatmen konzentrieren. Ganz Einatmen werden. Dann ausatmen. Und beim Ausatmen ganz aufs Ausatmen achten. Gewähr sein des Ausatmens. Und dann wieder gewahr sein des Einatmens. So lässt sich die Freiheit des Geistes erlangen. Lehrte Buddha, der Erwachte. Die Reliquien des Buddha waren im Frühjahr 2011 drei Tage lang im buddhistischen Zentrum gegenüber vom Kunsthause ausgestellt – gemeinsam mit Reliquien buddhistischer Meister aus Tibet. Die auf Tibetisch „Ringel“ genannten Reliquien sahen aus wie pfefferkorngroße weiße Perlen; andere wirkten wie feine rote Raspel von einer Schale. Angeblich stammten diese Substanzen aus der Asche der kremierten Leiber, und man sagte den Reliquien nach, dass sie Frieden in die Welt bringen würden, weil sich in ihnen die Energie der Heiligen bündelte.

Die Reliquien waren in handgroßen Glasgefäßen aufbewahrt, die konisch in die Höhe strebten und wie buddhistische Stupas geformt waren. In der Mitte des Tisches, auf dem die Exponate die Blicke der Besucher anzogen, hockte eine goldglänzende Buddhastatue. Diese Statuen üben eine beruhigende Wirkung auf mich aus, und so ließ ich mich von der friedlichen Atmosphäre anstecken, die in dem nicht allzu großen Raum herrschte. Ich guckte in die Glaskästen, in denen die

Reliquien lagen, begutachtete die Formen der von Tischleuchten angestrahlten Körner und Fäden und umrundete den Tisch empfehlungsgemäß im Uhrzeigersinn. Man konnte sich ausrechnen, dass diese Reliquien so echt waren wie die Splitter vom Kreuze Christi, die im Mittelalter in Europa herumgezeigt wurden und die zusammengesetzt einen mittleren Baumhain ergeben hätten. Vergiss die Echtheit – darum geht es nicht, erklärte meine Begleiterin, die bei aller Nüchternheit großen Respekt vor den Äußerungen des Mystischen hatte. Wir umrundeten den Tisch und schenkten der einen oder anderen Reliquie unsere vertiefte Aufmerksamkeit, um am Ende der kleinen Runde vor einer karminrot gewandeten buddhistischen Nonne zu stehen, die auf einem Sessel in der Ecke saß und ein Reliquiengefäß in der Hand hielt. Man konnte sich vor sie hinknien, und sie berührte mit der Reliquie den Scheitel. Was ich machen ließ. Ich kniete hin, die Nonne ließ das Gefäß mit der Reliquie auf die höchste Stelle meines Kopfes sinken und murmelte dabei etwas, das wohl ein Mantra war. Bei dieser Berührung breitete sich in meinem Körper vom Kopf her ein warmes Gefühl aus. Nicht überwältigend, aber sehr angenehm – wie beim Handauflegen durch einen versierten Masseur. War am Ende doch etwas an der Behauptung dran, dass die Reliquien die Energie der Meister in sich trugen? Meister, die, indem sie einfach einatmeten und ausatmeten und dabei ganz bei sich waren, das erlangt hatten, was meine Sängerfreundin für sich suchte.

Später, draußen auf der Murbrücke vor dem Kunsthaus: Die Insel in der Mur leuchtete blau in der Strömung, die Franziskanerkirche strahlte himmelwärts in die nächtliche Dunkelheit und sogar das flächendeckende Graffitigemälde am Sockel der Brücke war beleuchtet. Das warme Gefühl war noch in mir, aber der Erleuchtung fühlte ich mich nicht wirklich nahe. Und mein Herz? War es frei?

Am Jakominiplatz ragen fahlgelbe Laternenmasten in die Höhe, deren Lampenstangen sich am oberen Ende verzweigen wie flachgepresste Bäume. Straßenbahnen quietschen um die Kurven, Busse biegen in die Endhaltestellen ein, kommen schnaufend zum Stehen, die Türen öffnen sich, und die Fahrgäste strömen heraus. Fußgänger hasten über Asphalt und Gleise, Radfahrer klingeln sich ihren Weg durch das Gewirr. Am Platz vor dem „Steirerhof“ warten Pendler unter echten Bäumen auf die Postbusse, die sie aufs Land bringen, schauen jedem Auto nach, das sich in dem Nebeneinander aus Fahr- und Abbiegeverboten einen Weg durch das von Verkehrsschildern markierte Labyrinth bahnen will. Wasser sprudelt in einer Brunneninstallation aus dem Boden. Dort traf ich zufällig Manfred, einen ehemaligen Arbeitskollegen, der in meiner alten Firma für die EDV zuständig war. Er sah verändert aus, hatte abgenommen und wirkte sehr entschlossen. Vielleicht lag es auch daran, dass er sein Markenzeichen, das karierte Altherrensakko, durch ein schwarzes, sportliches Designer-Jacket getauscht hatte.

Wie es mir geht?! – Danke, gut, seit der Krebs bezwungen ist.

Erschrocken fragte ich nach: „Krebs?“. Manfred erzählte von Monaten, die einem Buch mit dem Titel „Mein schicksalhaftes Jahr“ entsprungen sein könnten: angefangen mit seiner Scheidung bis hin zu seiner Erkrankung. Im schnellen Vorlauf: Routineuntersuchung, Blutabnahme, erhöhte Werte, nochmalige Untersuchung, Krebsmarker, Diagnose, Chemotherapie.

Wenn du beim Arzt sitzt, und er sagt „Krebs“, dann ist es, als würde man dir mit dem Hammer auf den Kopf hauen. Aber mein Glück war, dass das Geschwür im Anfangsstadium erkannt wurde. So hat die Therapie optimal gegriffen. Ich war zwar jedes Mal total groggy, wenn ich im Krankenhaus mit den Mitteln vollgepumpt wurde,

aber ich bin trotzdem arbeiten gegangen. Das hat mich von meinen Sorgen abgelenkt.

Denn das Ganze hat eigentlich mit der Scheidung begonnen. Meine Frau war öfter zu solchen Wochenendseminaren gefahren: Die innere Stimme. Hör auf dein Selbst. Schamanenreisen und solche Sachen. Und als sie wieder einmal von so einem Schamanenseminar zurückkehrte, eröffnete sie mir, dass sie sich an meiner Seite nicht verwirklichen könne und sich deshalb scheiden lassen möchte. – Nach 20 Jahren sagte sie mir das! Ich bin aus allen Wolken gefallen. Auch die Kinder haben es nicht kapiert, was in ihre Mutter gefahren ist, aber gut, die Kinder sind eh schon erwachsen.

Sie zog also aus, wir ließen uns scheiden, verkauften unser Haus – zwei gemeinsame Jahrzehnte vertraglich aufgelöst. Und genau am ersten Jahrestag der Trennung habe ich die Diagnose „Krebs“ erhalten. Das war ein ziemlicher Brocken. Aber jetzt geht es wieder. Die Blutwerte sind stabil, und es schaut ganz so aus, als wäre die Sache ausgestanden. – Und wie läuft's bei dir?

Grazer Herrengasse, Frühjahr 2011. Alle 30 Meter sitzt oder kniet jemand auf dem Asphalt und streckt den Passanten der geschäftigsten Grazer Innenstadtflaniermeile einen leeren Pappbecher hin. Die meisten dieser Leute sind Roma aus dem ostslowakischen Dorf Hostice. Da sie zu Hause keine Arbeit finden, und da die EU, was die Unterstützung der Roma betrifft, bisher eher erfolglos agierte, sitzen die Leute von Hostice auf den Straßen von Graz. Sie sitzen vor Supermärkten, Postämtern, an öffentlichen Plätzen und hoffen auf ein paar Euro. Viele Passanten sind von den knienden Menschen irritiert bis angewidert. Die meisten Bettler haben kein körperliches Gebrechen. Sie finden nur keine Auskommen dort, wo sie leben, und versuchen daher zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter auf dem Asphalt der Grazer Straßen ihr Auslangen zu finden. Was in Graz nicht mehr lange gelingen wird.

Den Kaufleuten der Stadt sind die Bettler ein Dorn im Auge. Nach langem politischen Ringen hat die steiermärkische Landesregierung mit den Stimmen sowohl der sozialdemokratischen als auch der christlich-sozialen Abgeordneten im Februar 2011 ein Gesetz verabschiedet, wonach Betteln ab Mai 2011 an öffentlichen Plätzen untersagt ist. Die Leute von Hostice können sich dann – so heißt es von den Proponenten des Verbots, – ohnehin eine Arbeit suchen, denn mit selbem Datum fallen die Arbeitsbeschränkungen für EU-Bürger des Ostens weg.

Schon einmal gab es in Graz ein Bettelverbot. Erlassen wurde es am 2. März 1648 – im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges. Um die betroffene Klientel zu informieren, was ihnen bei Missachtung blühte, ließ man vor den Toren der Stadt auf Holz gemalte Bilder anbringen, auf denen die Konsequenzen dargestellt waren: Auspeitschen, mit Zangen zwicken oder Aufhängen. Eines der Schilder ist heute noch auf der oststeirischen Riegersburg zu bewundern – in der Ausstellung über die Hexenverfolgung. Eingerahmt ist das Bild vom Merkspruch: „Lost Ihr Zuegainer, alhier bleib theiner / Auß dem Landt Theut weichen, sonst wird man Eüch außstreichē.“ – Frei ins moderne Deutsch übersetzt: "Hört Ihr Zigeuner, hier bleibt stehen. Aus dem Land müsst Ihr gehen, sonst wird man Euch misshandeln." – Heute würde man sagen: „... mit 2000 Euro Verwaltungsstrafe belegen.“

Ich lebe hier nicht

von

Andrea Stift

Für S., meinen Prinzen

In Graz bin ich noch nie gewesen. Diese kleine Stadt mit einem sogenannten Berg in ihrer Mitte, darauf ein Uhrturm: ich kenne sie nicht. Das wäre ein guter Anfang.

In Wirklichkeit oder vielleicht leider wohne ich seit zwanzig Jahren hier. Diese Stadt ist mir so selbstverständlich geworden, dass ich nicht weiß, was ich noch über sie berichten soll. Ich will auch gar nicht schimpfen, bloß: Graz ist eine mittelkleine Stadt mit mittelkleinen Provinzialitäten. Graz war nie mein Zuhause und je älter ich werde, desto enger erscheint es mir. Es ist ein belangloses Armdrücken jeden Tag zwischen mir und dieser Stadt. Graz versucht mich runterzuziehen, ich drücke zurück. Ich erzähle oft davon, dass ich bald weggehen werde. In Gedanken schmiede ich Abschiedspläne und –parties. Im Moment bin ich noch hier. Werde ich einmal nicht mehr hier sein, könnte mir leid tun, dass ich an Graz vieles doch nicht kenne.

Ich besuche also Plätze, Orte, Stellen, die ich nie zuvor gesehen habe. Vielleicht verliebe ich mich doch noch in Graz, wenn ich es mit der Neugier eines frisch Zugereisten zu betrachten lerne. Das wäre schön. Dann könnte ich, wohin auch immer ich gehe, ein bisschen was wie Wehmut dieser Stadt gegenüber mitnehmen.

Die Trafik am Dietrichsteinplatz, gleich neben dem Pamukkale. Die Feuerwache Süd. Die Uhlgasse. Eine Bank zwischen den Straßenbahnhaltstellen Teichhof und Tannhof lädt mich ein, ich stelle mein Fahrrad ab, hinter mir gibt es einen Bach. Ich rauche eine Zigarette, ein Zündholz explodiert zwischen meinen Fingern. Leider gibt mir das alles: nichts.

Die Hunde der Ebene erschrecken mich nicht so sehr wie der rundherum bellende Feinstaub. 'Schau, da drüben habe ich einmal gewohnt,' sagt S., 'und dort die Familie P.' Familie P. ist die Familie eines gemeinsamen Freundes. Ich sage, 'wie schön,' und sehe mich verstohlen um. Wir stehen an der Kirche, an der ich einmal unzüchtige Handlungen vorgenommen habe, an der Mauer. Damals war es finster und ich betrunken und erst jetzt, zehn Jahre später, habe ich das Schild gesehen, auf dem steht: 'Wir bitten diese Stätte mit Würde zu behandeln'. Denn diese Stätte ist ein Grabhügel von anno dazumal. Ein schöner Ort. So ist das Leben: Wir müssen uns regelmäßig verzeihen. Ich nehme Essens Hand und wir gehen weiter zu einem Achterl Sauvignon Blanc, der so intensiv riecht und schmeckt wie der Keller meiner Kindheit. Danach gerieren wir uns über den Rotwein, den sie uns im Parkhouse ausgeschenkt haben. Denn, lasst euch sagen, es passiert selten, dass S. und ich gefüllte Gläser stehen lassen.

Dreihundert oder vierhundert Stufen hinauf in einen schönen Wald. Es ist ein Ort, den S. und ich gesucht haben. Beim ersten Verirren habe ich mich zwischen Kühen wiedergefunden: Graz möchte so gerne eine Stadt sein und stinkt auch genau so, ansonsten ist es einfach nur ein Vorort zu einem größeren Ganzen. Mit Kühen. Ganz oben stellen wir uns auf so morsche Tische und fühlen uns wie die Könige der Welt. Ich nehme Schneckenhäuser in die Hand, für die ich auf meinem Arbeitsplatz eine Sammelstelle eingerichtet habe. Dann lasse ich sie doch wieder fallen, damit ich sie

auf dem langen Heimweg nicht in meiner Jackentasche zerdrücke. Würde ich zuhause nur Schneckenhausfragmente in meiner Hand betrachten können, fühlte ich mich traurig. Eines hebe ich noch auf und spüre gleich, es ist bewohnt. Keine Panik, ich lege dich in sanftes Moos zurück und hoffe, dass du es noch ganz lange machst. Am Nachhauseweg sehen wir ein Reh und es sieht uns. Kurzes Verharren in gegenseitigem Respekt. Wir verharren alle einen Moment lang in gegenseitigem Respekt.

S. sagt, wäre er ein reicher Prinz, würde er mir diesen Wald kaufen, und rundherum noch ganz viele Wälder, damit ich meine Ruhe habe. Reich ist er nicht, S., aber Prinz meines wildpochenden Herzens und ich möchte ihn hier und jetzt spontan auf einem Moosbett lieb haben, nicht ohne vorher eine Umsiedlungsaktion aller im näheren Umkreis gefährdeten lieben Schnecken vorgenommen zu haben.

Graz, oh Graz, wie gerne möchte ich mich umgehend von Dir verabschieden. Fast zähle ich die Tage bis zu meinem Adieu. Anschließend werde ich vielleicht traurig sein, denn in Abschied bin ich gar nicht gut. Aber ich möchte es so gerne einfach darauf ankommen lassen. Dass ich noch hier bin ist das offene Ende eines Provisoriums.

Im Garten meines Innenhofes pfaute, es war einmal, vor langer Zeit ein Fasan auf und ab. Keiner konnte sich erklären wo er herkam (vom Schloßberg herabgesegelt? Vom Himmel gar?). Er nahm sich gelassen Zeit, herauszufinden, wie er aus dem Innenhof wieder entfliehen könnte. Fasane benötigen einen ziemlich langen Anlauf, um starten zu können. Aerodynamisch ungünstige Vögel, diese Fasane. Endlich hatte er die richtige Diagonale im viel zu kleinen Garten meines Innenhofes herausgefunden und startete und war weg und ward nie wieder gesehen. Ich bin auch ein aerodynamisch ungünstiger Vogel in einem viel zu kleinen Innenhof.

Am selben Abend gehe ich laufen und ich laufe schlecht und unmotiviert. Es ist ein lauer Frühlingsabend doch ich komme nicht in die Gänge. Als ich einen pummeligen Igel vor mir auf dem Gehsteig sehe, bleibe ich stehen und gschuhe ihn zurück auf seine Seite. Dabei weiß ich gar nicht, welche Seite seine Seite ist. Ich will nur nicht, dass er auf der Straße stehen bleibt und überrollt und zerquetscht wird und alles, was ich morgen Abend sehen würde, wenn ich wieder laufen ginge, wäre Igelmus. Das könnte ich mir nicht verzeihen und der ganze Film ist schon durch meinen Kopf, bevor ich noch abgebremst habe und stehen geblieben bin. Der liebe Igel. Der liebe Igel muss jetzt zurück auf die linke Seite und ich mache Geräusche (gschuh) und ich klatsche, und ich wachle mit den Händen, weil ich nicht ganz sicher bin, auf was mein lieber Igel reagiert. Er reagiert endlich, und läuft zurück nach links und während ich dämlich lächelnd wieder anlaufe, muss ich an die zwei Königskinder denken, die zueinander nicht kommen konnten. Vielleicht hat der liebe Igel eine liebe Igelin auf der anderen Seite der Straße und dauern kommt ein Tierfreund wie ich, der sich seinen täglichen Pfadfinderkick aus dem Verorten von vermeintlich hilfsbedürftigen Tieren holt, siehe oben, Schnecke. Und dann denke ich, ich bin vielleicht wie dieser Igel, der so gerne auf die andere Seite möchte, raus aus Graz, zu S., meinem Königskind und dann fügen sich schon die Puzzleteile: der Prinz, der motivierte Fasan, der paarungswillige Igel: ich und die wilden Tiere von Graz. Wie ich einmal nicht von Graz weg konnte. Das wird ein schöner Text und ich laufe hochmotiviert und seitenstechendverachtend nach Hause.

Am nächsten Tag sehe ich eine tote Maus in den Straßenbahngleisen in der Sackstraße und denke: Oje. Das ist die Maus, die es nicht geschafft hat, rechtzeitig über die Straße, weg von den Gleisen, raus aus Graz zu kommen. Ich bin die Maus und die Maus ist tot und vielleicht ist meine Idee doch keine so gute Idee.

Der Straßganger Friedhof, das Straßganger Bad. Das Schloß- und Schlüsselmuseum in der Wienerstraße. Die Wiki-Akademie, in der auch Erste-Hilfe-Kurse abgehalten werden. Orte, an denen ich noch nie war. Das Männerklo im Literaturhaus, nein, stimmt nicht, in dem war ich schon und wen habe ich dort getroffen? Meinen Onkel! (Eine nicht so lange und verwirrende Geschichte, wie es vielleicht klingt).

Hingegen das Männerklo im Running Horse: dort war ich wirklich noch nie und habe mich auch nicht hineingetraut, als S. mich mehrfach dazu aufforderte. Ich solle darin auf die Tafel schauen. Nur einen Blick. Ich war zu feig. Ich betrete ungern Männerklos, weil man nie weiß, was dort alles geboten wird, wo die Pissoire angebracht sind, und so weiter. Magda, die sich sehr wohl getraut hat, hineinzugehen und nachzusehen, berichtet mir, dass jemand auf die Tafel geschrieben hätte: 'Ein viertelheller Mond läuft viel zu schnell durchs Fenster. Und viertelhelle Striche spalten meinen Traum.' Das ist ein Anfang eines Gedichtes, das noch dazu ich geschrieben habe und S., der Romantiker, hat es auf die Tafel im Männerklo gekritzelt. Ich fühle mich sehr gerührt und gleichzeitig furchtbar feig.

Tage danach packe ich den kleinen Hund meines Erstgeborenen und gehe mit ihm spazieren. Der Hund heißt Amy und ist wirklich klein. Sie will eigentlich auch gar nicht spazieren gehen, es ist zu heiß. Wir treffen in der Schröttergasse einen Hund, der noch kleiner ist als unser wirklich sehr kleiner Hund: es ist ein Chihuahua baby namens Lea. Sie ist weiß und tennisballgroß und ähnelt großartig einer Ratte. Ich wollte dem Hund heute die Führung überlassen. Mit Amy an der Leine, so mein Gedanke, würde es mir nicht schwer fallen, unbekannte, neue Orte zu finden. Wenn es sein muss, aus der Hundeperspektive.

Amy findet aber bloß ein angekautes Stück Schnitzel, ist hin- und hergerissen, möchte es eigentlich fressen, wird aber von den vielen darauf herumerschierenden Ameisen abgestoßen: Der Appetit siegt, aber nur kurz, mit ameisenumkrönter Schnauze springt sie zurück und zieht mich weiter.

In der Grabenstrasse steht seit gefühlten zwanzig Jahren das gleiche Graffito: 'ICH LIEBE MEINE NE'. Ich liebe das 'ICH-LIEBE-MEINE-NE'-Graffito. Es hat mir lange Zeit Rätsel aufgegeben. War es, weil die Grabenkirche nicht weit ist, vielleicht ein Ausbruch von Christlichkeit eines rechtschreibtechnisch nicht ganz sattelfesten Verfassers ('ICH LIEBE MEINE NECHSTEN')? Nein, die naheliegendste Vermutung ist natürlich die beste, es handelt sich ganz sicher um einen Mädchennamen. Bloß, um welchen? Außer Nelly und Nena fällt mir nichts ein, schon seit zwanzig Jahren fällt mir außer Nelly und Nena nichts ein und Nelly und Nena sind nun wirklich gar nicht grazerisch. Später hätte man vielleicht Netrebko daraus machen können, aber die war vor zwanzig Jahren noch nicht so populär und ich schätze, nur ganz wenige Jugendliche würden ausgerechnet 'ICH LIEBE MEINE NETREBKO' an eine Hausmauer graffitieren.

(S. bringt dann schnell und ohne Nachzudenken die Lösung, klar, es muss natürlich 'ICH LIEBE MEINE NEBENHÖHLENENTZÜNDUNG' heißen, denn im gleichen Haus praktiziert mein Hausarzt. Freiheit für die Nebenhöhlenentzündung!)

Ich erinnere mich sanft daran, dass ich auch Orte, die ich kenne, einmal nicht gekannt habe und welche dieser Orte mich beim ersten Kennenlernen am meisten beeindruckt haben – das Landeszeughaus. Der Innenhof des Franziskanerklosters. Das Institut für Archäologie im Hauptgebäude der Universität. Der Kunstgarten. Die Starhembergasse. Eben. Geht ja.